

Meinungen

Kommentar

Die IV fällt realitätsferne Entscheide

Gesundheitlich Angeschlagene dürfen nicht auf Jobs verwiesen werden, die es auf dem Schweizer Arbeitsmarkt nicht gibt.

Eingliederung vor Rente – mit diesem Motto hat sich die Invalidenversicherung vor 15 Jahren neu positioniert und saniert.

Für viele Versicherte heisst die Realität jedoch: weder Eingliederung noch Rente. Weil die IV von realitätsfernen Lohnvorstellungen ausgeht, bekommen viele Versicherte weder eine Umschulung bezahlt noch eine Rente ausgerichtet. Die IV zahlt nur eine Rente, wenn wegen eines gesundheitlichen Leidens

rechnerisch mindestens eine dauerhafte Erwerbseinbusse von 40 Prozent resultiert.

Bei diesem System gehen häufig jene leer aus, die schon vor der Erkrankung keinen hohen Lohn hatten. Den Betroffenen bleibt meist nichts anderes als ein Leben von der Sozialhilfe.

Das ist ungerecht und beraubt die IV ihres eigentlichen Zwecks. Wer aus gesundheitlichen Gründen beschränkt

Rentenentscheide müssen gerechter werden, auch wenn das mehr kostet.

erwerbsfähig ist, muss entweder eine reelle Chance auf eine Eingliederung in den Arbeitsmarkt haben – oder auf eine Rente. Die IV muss sich deshalb bei der Berechnung des Rentenanspruchs an Löhnen orientieren, die Versicherte mit ihrer reduzierten Leistungsfähigkeit auf dem realen Arbeitsmarkt tatsächlich verdienen können.

Häufig gibt es diese Nischenarbeitsplätze, auf die die Betroffenen angewiesen sind, aber nicht mehr. Auf dem

heutigen Arbeitsmarkt werden kaum leichte Hilfsjobs angeboten, bei denen Arbeitnehmende von Zeit- und Leistungsdruck verschont bleiben. Und wenn es solche Jobs gibt, handelt es sich um geschützte Arbeitsplätze, die oft kein existenzsicherndes Einkommen bieten.

Klar ist, dass die IV keine Jobs schaffen kann, die der Arbeitsmarkt nicht anbietet. Auch kann sie nicht allen eine Rente ausrichten, die wegen gesundheitlicher Einschränkungen

keinen Job finden. Aber gleichzeitig darf sie Kranke nicht mit unrealistischen Lohn- und Arbeitsmarktfiktionen abweisen, nur um die Rentenquote tief zu halten. Die Rentenentscheide müssen gerechter werden, auch wenn das mehr kostet.

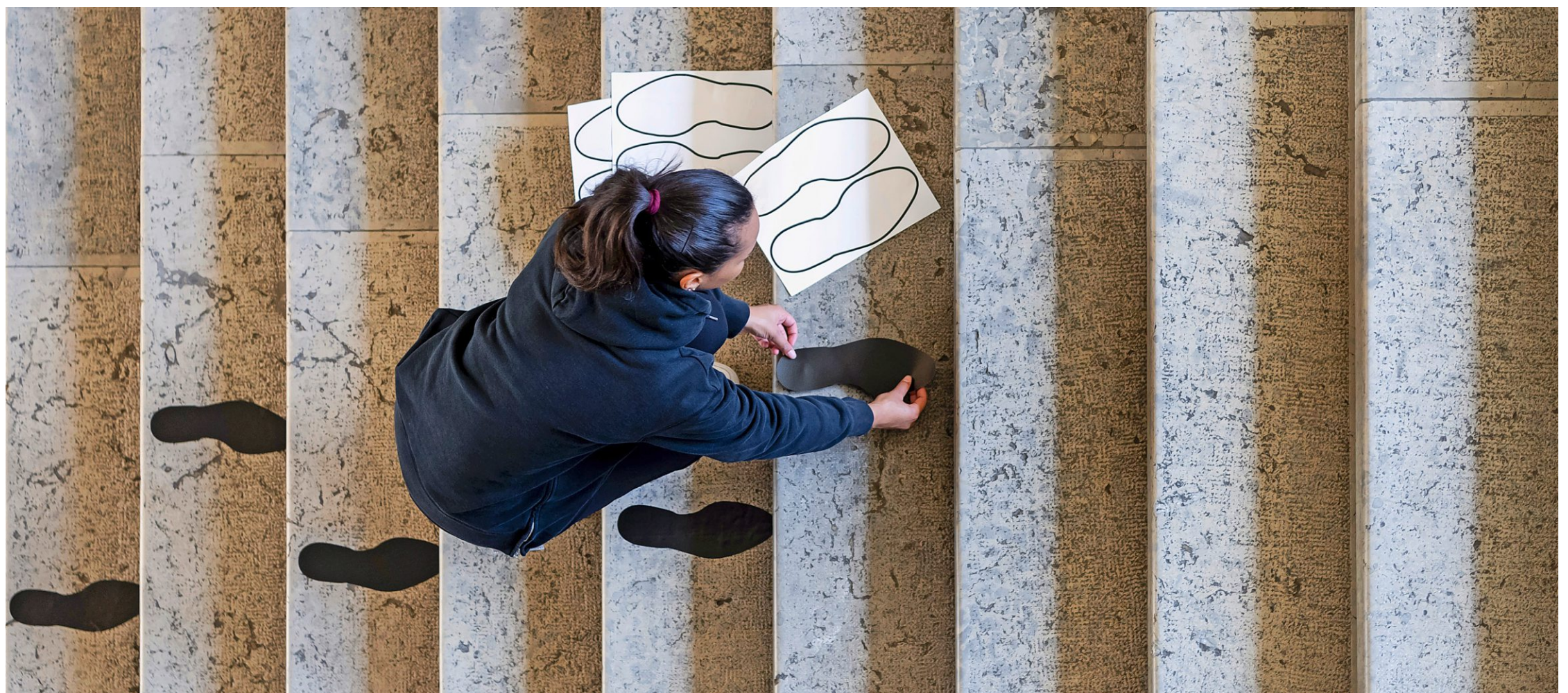


Markus Brotschi

Pro & Contra

Sollen die Museen öffnen?

Mindestens bis Ende Monat müssen Ausstellungen ohne Besucher bleiben. Auf der Redaktion gehen die Meinungen auseinander, ob das sinnvoll ist – oder ob Museen nicht sogar sicherer sind als manch andere, offene Orte.



Im Mai letzten Jahres wurde noch versucht, Besucherströme im Kunstmuseum Basel zu steuern. Derzeit ist auch dieses Haus geschlossen. Foto: Georgios Kefalas (Keystone)

Ja Überschaubare Besucherzahlen und sehr viel Kunst: Könnte sich der relativ geringe Besucherandrang in unseren Museen in Zeiten der Pandemie nicht in einen Vorteil wenden? Könnte man meinen. Aber für Bund und Kantone gehören die Museen wegen der Ansteckungsgefahr mit Corona geschlossen wie die Theater und Konzertsäle. Der aktuelle Lockdown dauert vorerst schweizweit bis 28. Februar.

Verglichen mit Schulzimmern, Supermärkten und Skiliften, die nach wie vor offen bleiben, bieten die Museen geradezu paradiesische Verhältnisse: Dutzende, ja Hunderte von Quadratmetern stehen da einer Person zur Verfügung.

Und wenn sich Besucherinnen oder Besucher begegnen, hat es

mehr als genug Raum, um einander ausweichen zu können. Selbst die Gefahr für das Aufsichtspersonal lässt sich auf ein Minimum reduzieren.

Jede staatliche Massnahme muss verhältnismässig sein. So wenig man einen Ladendieb laufen lässt, so wenig darf man einen Millionenbetrüger begnadigen. Mit gleichem Recht gilt: So wenig der Bund die Freizeitindustrie in den Alpen zerstören will, so wenig darf er den Kunstbetrieb abwürgen.

Unlängst hat sich der Verein der Basler Museen mit einem offenen Brief an den Bundesrat gewandt, in dem er eine Öffnung der Museen fordert. Selbstverständlich unter Einhaltung aller notwendigen Hygieneregeln. Eine Initiative, die von der Vereinigung der Schweizer Museen ausdrücklich unterstützt wird.

Auch in Deutschland und Frankreich haben Museumsverbände ihre Regierungen um eine frühzeitig Öffnung ihrer Häuser ersucht.

Die Museen könnten in der Corona-Pandemie ein Rückzugsort sein, wo inmitten eines allgemeinen Lockdown doch noch eine reale Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur stattfinden kann. Ein Wegweiser aus der kulturellen Depression sozusagen.

Denn wir laufen Gefahr, dass der halbherzige Lockdown, den wir uns in der Schweiz leisten, mangels Wirkung noch lange kein Ende hat.



Christoph Heim

Nein Die Welt stöhnt unter der neuen Corona-Welle, hoch ansteckende Virenmutationen machen sich auch hierzulande breit, und unsere Durchimpfungsrate ist – noch – so niedrig, dass die viel beschworene Herdenimmunität in weiter Ferne liegt. Und ausgerechnet jetzt rufen die Museen zur Öffnung auf?

Das wirkt kontraintuitiv. Klar wärs schön, Ausstellungen zu besuchen: Ich bin mit meinen Kids einst lustvoll durch die schwer überlaufene Banksy-Schau im Amsterdamer Moco-Museum gezogen. Die Publikumsmagneten in der Museumslandschaft hatten schon vor Corona oft zu wenig Slots und lange Anmeldefristen.

Solche Drängelsituationen sind in einer pandemischen Lage

nicht haltbar. Zumal die Besucher altersmässig im Durchschnitt eher in die Risikogruppe fallen. Bei einer starken Besucherbegrenzung wiederum würde eine Öffnung ökonomisch keinen Sinn ergeben.

Zudem: Der Vergleich mit dem Skisport hinkt ebenso wie der mit dem Schulbesuch. Letzterer ist unbestritten viel wichtiger als der Museums- und Galerienbesuch. Der Schaden für Kinder, die während einer Schulschliessung abgehängt werden, ist exponentiell höher. Auch gesamtgesellschaftlich gesehen ist eine bildungstechnisch verlorene Corona-Generation deutlich gravierender.

Keine Frage: Die Kulturinstitutionen – auch und gerade die kleinen – brauchen dringend Hilfe, um den Lockdown zu überstehen. Diese Hilfe wird die öffentliche Hand allerdings

nur mit Mühe leisten können, wenn sie wegen einer ungebremsten, sich ständig verlängernden Pandemie alle Ressourcen ins Gesundheitssystem, in die Kurzarbeit und die Sozialhilfe stecken muss. Nicht nur fürs Überleben der Risikogruppen, sondern auch fürs Überleben der Kultur ist ein harter Lockdown die beste Massnahme.

Eher wäre zu diskutieren, ob nicht endlich doch auch die Skigebiete und die Schulen schliessen müssen. Aus einem Neidreflex heraus hingegen mehr pandemisches Risikoverhalten ermöglichen zu wollen: Das ist unvernünftig.



Aleksandra Kedves